

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 29 (1949-1950)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Johannes Kepler

Ob der Leser der hier besprochenen Biographie seine Interessen vor allem auf dem naturwissenschaftlichen Gebiet oder auf dem literarischen oder politischen oder historischen oder religiösen hat, — er wird sicher von der Lektüre reichen Gewinn und größten Genuß haben¹⁾. Denn *Keplers Geist* umfaßte die Welt als Ganzes und er spiegelte sie in seiner Seele wieder, in einer Ursprünglichkeit, die von keinem übertroffen wurde. In der Mathematik, in der Kosmographie, der Sprachkunst waren ihm Entdeckungen geschenkt, die heute noch unsere Bewunderung erregen, und wenn er Menschen schildert oder gar aus seinen Horoskopen hervorzaubert, so stehen Gestalten vor uns, die nur mit denen seines Zeitgenossen Shakespeare verglichen werden können. Der Verfasser dieser Biographie hat sein ganzes Leben diesem Manne gewidmet. Von ihm stammen Übersetzungen der Briefe und einiger Hauptwerke, ferner ist er Herausgeber der großen Keplerausgabe, von der schon eine Reihe von Bänden erschienen sind. Niemand war darum wie er berufen, das Leben zu schildern, und er hat die Erwartungen, die wir in ihn setzten, wahrlich nicht enttäuscht. Das Bild, das er von der Kultur, der Politik und der Religion in der Zeit von 1580 bis 1630 vor uns hinstellt, gehört zum ergreifendsten, was uns in der neueren Literatur geboten wird. Ganz besonders ist der Takt zu rühmen, mit dem der Verfasser die religiösen Probleme behandelt. Kepler war Protestant, aber er war des Kryptokalvinismus verdächtig und wich in der Abendmahlsfrage von der damals geltenden Lehre ab. Darum war eine Berufung nach Tübingen, wo er naturgemäß hingehörte, ausgeschlossen. Er lebte in katholischen Ländern, aber auch dort wurde er ausgewiesen, als die Gegenreformation in Osterreich ausbrach. *Caspar* malt nun nicht in schwarz und weiß, wozu hier Gelegenheit geboten wäre, sondern er vertieft sich in das Denken aller Parteien und entwirft ein naturgetreues Bild der damaligen Zeit, wie es nur durch tiefes Nachdenken und durch liebevolles Versenken in die schwierigen Probleme möglich ist.

Hoch zu preisen ist auch das Geschick, mit dem der Verfasser die wissenschaftlichen Entdeckungen Keplers, vor allem seine Gesetze der Planetenbahnen, dem allgemein gebildeten Leser klar zu machen versteht. Er weiß wohl aus langer Erfahrung, wie wenig man hier voraussetzen darf, und richtet sich darnach. Formeln kommen überhaupt nicht vor, und trotzdem ist das Werk auch von dieser Seite aus angesehen durchaus wissenschaftlich. Dem kommt allerdings Keplers Denkweise sehr zu statten, denn er sah, wie Goethe, in jedem Naturgeschehen gleichzeitig die Bezüge auf das Menschliche und in dieser Verbindung leuchtet Natur und Geist nur um so heller. Wer die Einheit von Wissen und Leben an sich selbst verspüren will, dem können wir keine bessere Lektüre empfehlen als dieses Buch.

Andreas Speiser

Das Problem Vichy

Letzten Sommer hat in Paris die französische Haute Cour de Justice ihre Tätigkeit beendet. Sie war das letzte der zahlreichen Sondertribunale, die in Frankreich nach der «Libération» von 1944 eingesetzt wurden und die Aufgabe hatten, die Franzosen abzuurteilen, welche während der vierjährigen Besetzungszeit mit

¹⁾ Max Caspar: Johannes Kepler. W. Kohlhammer, Stuttgart 1948.

den Deutschen zusammengearbeitet hatten. Bei der Durchführung der sogenannten «Epurations» unterlief der kapitale Fehler, daß nicht unterschieden wurde zwischen den eigentlichen Verrätern im Solde Deutschlands und den zahlreichen Franzosen, die im Dienste der im Juni 1940 gebildeten legalen Regierung ausharrten. Die Säuberungsjustiz erhielt dadurch einen eminent *politischen* Charakter; sie bedeutete den Prozeß, den die Vierte Republik dem Regime von Vichy machte. Es ist klar, daß ein Streit, bei dem es um das Urteil über eine ganze Epoche aus der neuesten Geschichte Frankreichs geht, nicht damit aufhören kann, daß die Sondergerichte ihre Akten schließen. Die Leidenschaften gehen denn auch heute noch hoch und hemmen die innere Wiedergesundung Frankreichs. Die Diskussion, in deren Mittelpunkt der am 15. August 1945 wegen «Einverständnis mit dem Feinde» zum Tode verurteilte und dann zu lebenslänglicher Inhaftierung begnadigte Marschall Pétain steht, führte in neuester Zeit zur Publikation einer ganzen Bücherreihe.

Alfred Fabre-Luce setzt sich in seinem bereits 1945 erschienenen Buch *Le Mystère du Maréchal* auf kritische Weise mit dem Prozeß gegen den ehemaligen französischen Staatschef auseinander¹⁾. Fabre-Luce verfügt noch nicht über die Fülle an Dokumenten, wie sie in den letzten Jahren bekannt geworden sind; er stützt sich im wesentlichen auf die Zeugenaussagen und auf Schriftstücke, die während der Prozeßverhandlungen verlesen wurden. Es geht dem Verfasser um den Nachweis, daß der Pétain-Prozeß eine politische Angelegenheit war. Die Richter des Marschalls waren seine fanatischen Gegner, deren Urteil von Anfang an feststand; sie hatten nur das Ziel im Auge, den Ruhm der «Résistance» zu verkünden und die These de Gaulles vom «Verrat» der Regierung von Vichy zu bekräftigen. Fabre-Luce hütet sich vor einer reinen Verherrlichung Pétains; er anerkennt die Grenzen und die Fehler des alten Marschalls und wirft ihm vor, er habe zu lange die Politik der Zusammenarbeit mit den Deutschen fortgesetzt und sei dadurch schließlich zum Prediger des Defaitismus geworden. Diese unvoreingenommene Haltung gibt der Forderung des Verfassers nach gerechter Anerkennung von Pétains Verdiensten um so größeres Gewicht. Nach Fabre-Luce war Pétains Politik der Kollaboration eine große «Bataille d'attente», deren Ergebnis darin bestand, gegenmoralische Zugeständnisse materielle Vorteile zu erkaufen, Leben zu retten und Leiden zu mildern. Pétain leistete dem deutschen Druck, der von 1942 an namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete immer unerträglicher wurde, nicht nur passiven Widerstand, sondern er trieb realistische französische Außenpolitik. Durch den Waffenstillstand vom Juni 1940 wahrte er die Unversehrtheit des Kolonialreiches, die Flotte und eine freie Zone im Mutterland. Sein Ziel bestand in einem Kompromißfrieden zwischen Deutschland und den angelsächsischen Mächten, in einem Frieden, der Frankreich erlaubt hätte, seine Rolle im europäischen Gleichgewicht wieder zu spielen.

Louis Rougier macht in seinem Buch *Mission secrète à Londres* Enthüllungen, die für das Verständnis der Außenpolitik Marschall Pétains von großer Wichtigkeit sind²⁾. Der Verfasser berichtet von einer Reise nach London, die er selber auf eigene Initiative, aber im engen Einverständnis mit Pétain und General Weygand im Oktober 1940 unternahm. Seine Aussagen werden belegt durch ein reiches Material an Dokumenten und Photokopien. Zweck der Sendung Rougiers war eine geheime Verständigung zwischen Marschall Pétain und der englischen Regierung: die englisch-französische Spannung, die im Gefolge des Waffenstillstandes entstanden war, sollte beseitigt und eine Lockerung der englischen Blockade zugunsten des freien Verkehrs zwischen Südfrankreich und Nordafrika ermöglicht werden. Am 28. Oktober 1940 faßten Winston Churchill und Rougier ein Protokoll ab, das im November die Ratifikation durch Pétain und durch die englische Regierung erhielt. Frankreich versprach nicht nur, sein Kolonialreich und seine Flotte gegen jeden Zugriff der Achsenmächte zu verteidigen und nichts gegen die zu General

¹⁾ Alfred Fabre-Luce: *Le Mystère du Maréchal. Le procès Pétain*. Constant Bourquin, Genève 1945.

²⁾ Louis Rougier: *Mission secrète à Londres. Les accords Pétain-Churchill*. 2. erweiterte Auflage. Constant Bourquin, Genève 1946.

de Gaulle abgefallenen Kolonien zu unternehmen, sondern sogar wieder in den Krieg einzutreten, sobald die Engländer in genügender Stärke landen würden. Rougier hoffte auch, eine Verständigung zwischen Pétain und de Gaulle zu erreichen. Sie scheiterte zunächst an der Einsprache der englischen Regierung, dann aber vor allem an der Unversöhnlichkeit der gaullistischen Kreise in London und in Nordamerika. Im zweiten Teil seines Buches geht Rougier zu einer scharfen Auseinandersetzung mit dem Gaullismus und der Persönlichkeit des Generals de Gaulle über. Dessen grenzenloser Ehrgeiz, sein persönlicher Machthunger, seine reine Prestigepolitik und seine Rolle als Wegbereiter des Kommunismus nach der «Libération» werden einer schonungslosen Kritik unterzogen. Der Leser mag viele Anklagen Rougiers als überscharf empfinden — sicher ist es im Interesse der historischen Wahrheit zu begrüßen, wenn auch einmal die Schattenseiten einer lange zu sehr verherrlichten Bewegung ans Licht gerückt werden. Es ist auch nicht die Absicht des Verfassers, neuen Haß zu säen, sondern er will zeigen, daß sowohl Pétain als de Gaulle Gutes geleistet und Fehler begangen haben. Durch diese Erkenntnis soll die Grundlage einer allgemeinen Versöhnung geschaffen werden.

Noch schärfer geht *Rougier* in dem 1947 in Paris erschienenen Werk *La France Jacobine* mit dem Gaullismus und mit der Persönlichkeit de Gaulles ins Gericht³⁾. Rougier wirft de Gaulle und den Führern des Résistance vor, das alte jakobinisch-absolutistische und durch und durch apodiktisch-demagogische Denken der Männer des «système de la terreur» wieder beherrschend in die Politik hineingebracht zu haben. In seiner geschliffenen Sprache rechnet er mit de Gaulle ab. Wir lesen in der Einleitung des Werkes: «Il (de Gaulle) n'a pas seulement compromis l'Empire, fait le jeu de l'Allemagne au détriment de la France et celui des communistes au détriment des modérés; il a divisé sa propre maison contre elle-même. On l'appelait en conciliateur et il est venu en partisan. On lui parlait patrie et il comprenait parti. On voyait en lui l'homme qui divisait le moins les Français et il est devenu celui qui les divise le plus». Rougiers Hauptthese ist, daß de Gaulle Frankreich jakobinisch gemacht habe, indem er überall Haß und Mißtrauen gesät und das nationale Leben dadurch vergiftet habe.

Den ersten Versuch einer Gesamtdarstellung der Außenpolitik des Marschalls Pétain in ihrer Beziehung zur Diplomatie der Alliierten und der Achsenmächte unternimmt auf französischer Seite *Louis-Dominique Girard* in seinem Buch *Montoire Verdun diplomatique*⁴⁾. Girard bekleidete in Vichy zweimal hohe Ämter, die ihn den einflußreichsten Personen nahe brachten, und kann deshalb als Zeuge sprechen. Sein Buch hat aber nicht den Charakter einer bloßen Zeugenaussage; sein Wert besteht vielmehr darin, daß Girard unter Heranziehung der wichtigsten bekanntgewordenen Dokumente die Zusammenhänge aufzeigt und die Ereignisse in feste Beziehungen zueinander rückt. Wie der Titel sagt, stellt Girard die Begegnung zwischen Hitler und Pétain, die am 24. Oktober 1940 in Montoire stattfand, ins Zentrum der gesamten Außenpolitik des Marschalls und vergleicht sie mit seinem militärischen Abwehrerfolg aus dem ersten Weltkriege. Die Begegnung von Montoire war weder — wie es die Richter Pétains wahr haben wollten — ein Verbrechen, das die Auslieferung Frankreichs an die Deutschen zur Folge hatte, noch ein Verrat an der Sache der Alliierten. Vielmehr betrachtete es Pétain mit klarem Sinn für das Mögliche als seine Pflicht, mit dem provisorischen Sieger ins Gespräch zu kommen; denn das besiegte Frankreich hatte nur zu wählen zwischen der völligen Vernichtung und einer bescheidenen Weiterexistenz auf Grund einer Verständigung mit Deutschland. In Montoire einigten sich Pétain und Hitler nur über das vage Prinzip einer Kollaboration. Konkrete Zugeständnisse wurden von Frankreich nicht verlangt, und Pétain stimmte später nur der wirtschaftlichen Kollaboration, niemals aber der militärischen zu. Der Händedruck, den der Marschall mit Hitler in Montoire wechselte, drückte denn auch nur eine — die offizielle — Komponente seiner Außenpolitik aus. In einer Radioansprache am 11. Oktober 1940 hatte Pétain als sein Ziel eine «Collaboration internationale» bezeichnet. Dementsprechend leitete

³⁾ Louis Rougier: *La France jacobine*. Constant Bourquin, Genève 1947.

⁴⁾ Louis-Dominique Girard: *Montoire Verdun diplomatique*. André Bonne, Paris 1948.

er ohne Wissen seiner Minister eine rein persönliche Geheimdiplomatie ein. Sie bezweckte die Erhaltung guter Beziehungen zu England und den Vereinigten Staaten, an deren Endsieg Pétain keinen Augenblick zweifelte. Der Marschall ging nach Montoire, weil er erkannt hatte, daß die Schlacht um England für Hitler verloren war und daß deshalb die deutsche Kriegsmaschinerie entweder im Mittelmeer gegen Gibraltar und den Suezkanal oder im Osten gegen Rußland zum Einsatz kommen werde. In Montoire rettete Pétain das französische Kolonialreich vor einem Zugriff Deutschlands, Italiens und Spaniens und sicherte damit den angelsächsischen Mächten die Basis für ihre Landung vom November 1942. In Montoire überzeugte Pétain den deutschen Reichskanzler, daß Frankreich die Sicherung Deutschlands im Westen übernehmen werde. Dadurch lenkte er Hitler nach dem Osten ab und beschleunigte den deutschen Angriff gegen Rußland. Dieses wurde bereits im Juni 1941 ins Lager der Alliierten getrieben. Nicht Pétain, sondern Hitler war der Unterlegene in Montoire. Im Vertrauen darauf, Frankreich für seine Sache gewinnen zu können, faßte er damals die entscheidenden Entschlüsse, die ihn in die Katastrophe führen sollten. Pétain aber trieb klassische französische Allianzpolitik, indem er im Osten den russischen Verbündeten gewann. Gleichzeitig errang er einen entscheidenden Sieg für die Alliierten, nach Girard «une grande victoire, la moins sanglante et peut-être la plus importante de la seconde guerre mondiale». Das sind die Gesichtspunkte, unter denen Girard die Außenpolitik Marschall Pétains durch die Jahre der immer drückender werdenden Besetzung hindurch verfolgt bis zur «Libération» und zur Deportation des Marschalls durch die Deutschen. Girard will nachweisen, daß der Sieg der Alliierten in eminentem Sinne auch ein Sieg Frankreichs war — und zwar nicht bloß auf Grund der nach seiner Meinung fragwürdigen Verdienste de Gaulles, sondern auf Grund der Außenpolitik Marschall Pétains und der moralischen und materiellen Opfer des französischen Volkes. Er gelangt nicht nur zu einer völligen Rechtfertigung Pétains und seiner wichtigsten Mitarbeiter Darlan und Laval, sondern zu einer überraschend hohen Einschätzung der Rolle Vichys im Rahmen des gesamten zweiten Weltkrieges. Seine Thesen dürften kaum ohne ernsten Widerspruch bleiben. Sie wirken aber durch ihre Neuheit, durch ihre Schärfe und logische Sauberkeit außerordentlich anregend⁵⁾.

Von ganz anderer Art ist *Maurice Martin du Gard*s Buch *La Chronique de Vichy*⁶⁾. Martin du Gard, der die Besetzungszeit in Vichy verlebte, veröffentlicht die von ihm in den Jahren 1940 bis 1944 aufgezeichneten Eindrücke, die er aus persönlichem Kontakt mit Marschall Pétain, Pierre Laval, verschiedenen Ministern und Beamten der Vichyregierung und Vertretern der französischen Zeitungs- und Theaterwelt gewann. Sein Buch ist ein Zeitdokument von sehr reichem Gehalt, dessen Reiz besonders darin besteht, daß es dem Leser die hervorragendsten Gestalten der Epoche von Vichy auch menschlich nahe zu bringen weiß. Aus der

⁵⁾ Die Hauptthese Girards erhält eine entscheidende Festigung, wenn wir die Aussagen der Generale *Serrigny* und *Georges* heranziehen, welche im Prozeß gegen Pétain als Entlastungszeugen auftraten. General Serrigny sagte aus, Pétain habe ihm im Januar 1941 versichert, daß er sich mit allen Kräften dem Plan Hitlers widersetzen werde, Frankreich und Spanien zu überrennen, Algerien und Tunesien zu nehmen, um die Briten vom Rücken her zu packen. Der Zeuge führte wörtlich aus: «Pétain hat sich um das Vaterland sehr verdient gemacht. Durch die Beschützung Nordafrikas half er indirekt am Siege mit» (N.Z.Z. 1179, 1945). Noch gewichtiger ist die Aussage von General Georges, des ehemaligen Kommandanten der Streitkräfte im Norden. Georges verwies im Verlaufe seiner Zeugenaussage auf eine Besprechung, die er am 8. Januar 1944 mit Churchill in Marakesch hatte. Churchill soll damals erklärt haben: «Im Juni 1940 hatte England nach der Schlacht in Nordfrankreich keine Armee mehr. Der Waffenstillstand hat uns Dienste erwiesen. Hitler hat einen Fehler begangen, als er ihn zugestand. Er hätte nach Nordafrika gehen sollen und von dort aus nach Ägypten stoßen müssen. Wir hätten ihn daran nicht hindern können. Das wäre eine schwierige Lage für uns gewesen» (N.Z.Z. 1177, 1945).

⁶⁾ Maurice Martin du Gard: *La Chronique de Vichy 1940—1944*. Flammarion, Paris 1948.

Fülle der Einzeleindrücke baut sich schließlich ein Gesamtbild auf, in dessen Mitte Marschall Pétain und Pierre Laval stehen. Pétain erscheint als der 1940 vom gesamten Volke verehrte Retter des Vaterlandes, der nach der Niederlage die schwere Aufgabe auf sich nahm, die Weiterexistenz seines Landes durch eine Politik des Abwartens und der Kompromisse zu ermöglichen und den Wiederaufbau Frankreichs durch eine Reform des Staates und eine moralische Umerziehung des Volkes vorzubereiten. Pierre Laval wird als Vertreter einer Politik der freundschaftlichen Zusammenarbeit mit Deutschland geschildert. Seine Hoffnung bestand bis zuletzt in einem Kompromißfrieden zwischen Hitler und den Angelsachsen. Aber auch Laval war kein Verräter; im Gegenteil verteidigte er in jahrelangen zähen Verhandlungen hartnäckig die Interessen Frankreichs.

Speziell über das Ende des Regimes von Vichy berichtet der ehemalige schweizerische Gesandte in Frankreich, Minister *Walter Stucki*, in seinem Buch *Von Pétain zur Vierten Republik*⁷⁾. Als einer der wenigen Vertreter neutraler Staaten, die damals noch in Vichy anwesend waren, stand Minister Stucki in den kritischen Augusttagen 1944 in engem Kontakt mit der nächsten Umgebung Marschall Pétains und nahm persönlichen Anteil an den Verhandlungen, die der gewaltsamen Deportation des französischen Staatsoberhauptes durch die Deutschen vorangingen. Er wußte auch, daß Pétain Verbindungen mit dem «Maquis» besaß und Beziehungen zu den Amerikanern aufzunehmen suchte und daß Pierre Laval die Einberufung der Nationalversammlung vorbereitete — alles mit dem Ziel, einen Bürgerkrieg zu vermeiden und die Legitimität der Staatsgewalt zu wahren. Stuckis Bericht über die Verhandlungen, die er noch vor seiner Abreise aus Vichy mit den Truppen des «Maquis» und den Vertretern der Besetzungsmacht führte, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden und die Interessen der Schweiz und des gesamten diplomatischen Korps zu wahren, dokumentiert einen Abschnitt aus der humanitären, vermittelnden Tätigkeit der neutralen Schweiz im letzten Kriege. Er gibt aber auch ein sehr eindrückliches Bild von der chaotischen, bürgerkriegsähnlichen Situation, die im Augenblicke der «Libération» in Frankreich herrschte. Als Außenstehender wahrt Stucki die Mitte zwischen den beiden französischen Parteien, die sich damals in leidenschaftlichem Haß gegenüberstanden. Er würdigt die reine Gesinnung Pétains und vieler seiner Anhänger, die stets nur das Beste für ihr Land wollten; er wirft dem Marschall aber auch seine durch hohes Alter bedingte Schwäche und mangelnde Entschlußkraft vor. Stucki anerkennt den guten Willen und die Begeisterung der besten Vertreter der «Résistance»; er sieht aber auch die große Gefahr, die in der Ausbeutung des Umsturzes durch unverantwortliche, extremistische Elemente bestand.

Ein weiteres wichtiges Dokument liegt vor in den 1947 unter dem Titel *Laval parle* publizierten Notizen, die Pierre Laval in seiner Gefängniszelle als Erwiderung auf die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen niederschrieb⁸⁾. Der Inhalt des Buches hängt sehr eng mit seinem Entstehungsgrund zusammen. Hier spricht einer der Hauptakteure des Dramas von Vichy zu uns, ein Mann, der sich in einem Kampf auf Leben und Tod leidenschaftlich um seine Haut wehrt und mit nicht immer einwandfreien Schlußfolgerungen seine Unschuld zu beweisen und die Schuld für begangene Fehler dem bereits verurteilten Marschall Pétain und dem ermordeten Admiral Darlan in die Schuhe zu schieben sucht. Laval verteidigt sich hauptsächlich gegen zwei Anklagepunkte, gegen den der Zusammenarbeit mit dem Feinde und gegen den des Attentats gegen die Republik. Die zweite Anschuldigung lehnt er rundweg ab mit dem Hinweis, er sei immer ein Anhänger des Parlamentarismus geblieben. Die Antwort auf den ersten Anklagepunkt gibt Laval Gelegenheit zu einem interessanten Rückblick auf die politischen Ziele, die er selber als Außenminister 1934/35 verfolgte: er habe damals ein Einverständnis mit Italien, Jugoslawien, Rumänien, der Tschechoslowakei und Rußland zu erreichen gesucht, um Deutschland einzukreisen; der Plan sei aber an der Abessinienfrage ge-

7) Walter Stucki: *Von Pétain zur Vierten Republik*. Ein Dokument aktiver Neutralität. Herbert Lang, Bern 1947.

8) Laval parle. *Notes et mémoires rédigés par Pierre Laval*. Constant Bourquin, Genève 1947.

scheitert. Laval behauptet, nach der Niederlage von 1940 sei es sein Ziel gewesen, die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Frankreichs zu wahren und seinem Land durch Verhandlungen mit dem Sieger einen Platz in dem von Deutschland geplanten «Neuen Europa» zu verschaffen. Der Leser von Lavals Notizen wird gut daran tun, sie mit andern Publikationen über Vichy zu vergleichen. Dabei zeigt sich die interessante Tatsache, daß selbst einmütige Verteidiger des Marschalls Pétain und seiner politischen Pläne wie Louis Rougier und Louis-Dominique Girard ganz verschiedener Meinung sind über die Rolle und die Absichten Pierre Lavals. Rougier ist geneigt, Laval den eigentlichen Verrätern und Kollaborationisten übelster Sorte an die Seite zu stellen. Girard dagegen ist überzeugt, daß Laval immer nur die Interessen Frankreichs im Auge hatte und durch seine Worte das Vertrauen der Deutschen erwecken wollte, um seinem Lande materielle Vorteile verschaffen zu können. Es ist sehr zu bedauern, daß der im Oktober 1945 gegen Pierre Laval durchgeführte Prozeß zu einem *üblen politischen Racheakt* entartete und jedenfalls nicht geeignet war, ein objektiv gültiges Urteil zu ermöglichen. Neben der Frage Pétain harrt deshalb auch das Problem Laval heute noch einer Lösung.

Was können wir heute zum Problem «Vichy» sagen? Sicher das, daß es eine äußerst fragwürdige Sache ist, über ein Stück jüngste Geschichte ein Gericht abzuhalten. Es hat eine Zeit gegeben — und sie liegt nicht allzu fern —, da man Entscheidungen verantwortlicher Staatsmänner auf dem Gebiete der europäischen Außenpolitik nicht zum Gegenstand von Prozessen machte. Ein Metternich hat 1809 mit Napoleon I. «kollaboriert» und ist 1814 nicht zum Tode verurteilt worden, sondern hat bis 1848 die politischen Geschehnisse der Donaumonarchie maßgeblich geleitet. Und Talleyrand ist 1814 nicht verurteilt worden, sondern hat in Wien und Paris Frankreich vertreten und zu neuem Ansehen gebracht. Heute ist man allgemein weit von dieser objektiven und vornehmen Handlungsweise entfernt. Viele der diplomatischen und politischen Spielregeln werden nicht mehr eingehalten. Die ideologischen Fronten haben sich versteift und die politischen Leidenschaften schlagen meistens so hohe Wellen, daß im Getöse des Tages die Stimme der Vernunft untergeht. Wenn man Entscheidungen europäischer Staatsmänner vor einem Tribunal letztinstanzlich und unwiderruflich beurteilen will, dann müssen zuerst die Kompetenz und die Basis zu einem solchen Unterfangen geschaffen werden. Bis heute existiert jedoch keine bindende, gesamteuropäische völkerrechtliche Ordnung, welche eine derartige Basis schaffen könnte. Heute beobachten wir im französischen Volke Wallungen und Strömungen, welche immer entschiedener auf eine Rehabilitation des Verteidigers von Verdun hindrängen und die Revision des Urteiles über Pétain und Laval fordern. Diese Strömungen fließen aus jenen schlechten Gewissen über das Unzulängliche und Fragwürdige eines Urteiles über einen Abschnitt jüngster Vergangenheit; dann sind sie natürlich in der Sache selbst begründet. Man kann heute mit aller Bestimmtheit sagen, daß über den Komplex «Vichy» bis jetzt noch kein historisches Urteil gesprochen worden ist, sondern daß nur eine am Geschehen selbst zutiefst beteiligte Partei ihr vernichtendes, leidenschaftliches Votum abgegeben hat.

Otto Frei und Max Bandle

Im Schatten der Sowjets

Was es für ein Volk, für die Welt bedeutet, wenn die mechanisierte Intelligenz der Triebe, wenn die moralisch Minderwertigen zur Herrschaft gelangen, hat die Erfahrung der jüngsten Vergangenheit gezeigt. Der ganze Abgrund der Verworfenheit ist seither durch Publikationen von Dokumenten, Erinnerungen, Filmstreifen aufgedeckt worden und verstört durch das Grauensvolle hat sich die westliche Welt abgewandt, bis sie nach und nach erneut aufgeschreckt wurde durch die Erkenntnis, daß mit der nationalsozialistischen «Götterdämmerung» nur der erste Akt des Dramas seinen Abschluß gefunden. Und wieder steht der Geist der Gewalt gegenüber, wieder steht der freie, sittliche Mensch gegen die Verworfen-

heit eines absoluten Systems und seine teuflischen Träger. Napoleon träumte einst den romantischen Traum einer Wiedererrichtung des Reiches Karls des Großen. Es blieb den verantwortungslosen Spekulationen Hitlers vorbehalten, die Voraussetzungen zu schaffen, daß Europa heute reduziert ist auf die Grenzen karolingischer Zeit. Jenseits dieser Grenzen aber schlummert nicht mehr die unbekannte slawische Steppe, sondern leben Millionen, die durch jahrhundertealte Tradition europäisch denken und fühlen, unter dem vernichtenden Schatten der Sowjets und ihrer Wegbereiter. Zahllos sind die Hilferufe und Zeugnisse, die aus diesen Völkern auf oft gefährvollen Wegen zu uns gelangen und an unser Gewissen und unsere Wachsamkeit appellieren. Von einer Reihe solcher Zeitdokumente soll hier die Rede sein.

Der Auftakt des russischen Vormarsches nach Westen, der deutsche Ostfeldzug, schält sich uns nach und nach aus der hochtönenden, widerspruchsvollen Form vergangener Frontberichte zum historisch erkennbaren Ereignis. Die Aufzeichnungen über dieses gigantische Ringen haben neben derjenigen kriegsgeschichtlicher Quellen die höchst aktuelle Bedeutung von Zeugnissen über das erste Zusammentreffen mit dem seit zwanzig Jahren von der übrigen Welt abgeschlossenen russischen Menschen und Volk.

Der große Rausch betitelt der ehemalige Offizier der Waffen-SS *Erich Kern* seinen Erlebnisbericht über den Rußlandfeldzug. Der idealistische Kämpfer für Großdeutschland hat in den vier Jahren der Schlachten im Osten sein Damaskus gefunden und versucht, sich zu einer Besinnung durchzuringen. Aus diesem persönlichen Kampfe mit der eigenen Vergangenheit entsteht ein aufschlußreiches, rückhaltlos kritisches Buch mit sehr vielen scharfen Urteilen über die eigene Führung und über das russische System. Doch Kern vermag die Vergangenheit nicht zu überwinden, sein Ton bleibt der Ton der bekannten Reden und Zeitungsberichte, sein Schlußakkord ist derjenige, daß er und seinesgleichen doch recht gehabt und sich nur in der Durchführung unverzeihliche Fehler geleistet. So beschreibt er etwa, wie die deutsche Führung die große Chance verpaßt, in den eroberten Gebieten die abwartende Bevölkerung auf ihre Seite zu bringen, ohne den Schluß zu ziehen, daß mit der großenwahnsinnigen Doktrin des deutschen Herrenmenschentums eine solche Lösung gar nicht möglich war. Das Buch ist reich an einzelnen Erlebnissen, die in die seelische Verfassung der Russen Einblick gewähren. Gestalten wie der kommunistische Saboteur, der, mit dem eigenen Todesurteil als Plakat auf dem Rücken, durch Cherson geführt wird und den Text jedem bereitwilligst vorliest; oder wie die Kolchosbäuerin, die inmitten des brennenden Dorfes nur eine Frage an die deutschen Panzerwagenführer hat, nämlich die, ob es einen Gott gebe, sind von größter Eindringlichkeit.

Der Bericht des Führers der italienischen Divisionen an der Ostfront, Marschall *Giovanni Messe*, über den *Krieg im Osten* unterstreicht ebenfalls die großen psychologischen Fehler, welche die Deutschen vor allem der ukrainischen Bevölkerung gegenüber begingen. «Die russischen Vorurteile, auf denen die deutsche Politik in Osteuropa basiert, haben zu einer klaren Scheidung zwischen den Herrschern und den Beherrschten geführt», und deshalb «reagierte und reagiert die Zivilbevölkerung auf die deutsche Politik in all ihren verschiedenen Aspekten vorwiegend negativ» schrieb Messe schon in einem Bericht vom Mai 1942. Neben der Anprangerung der unzumutbaren Kommandoverhältnisse zwischen Deutschen und Verbündeten gewährt Messe klare Einblicke in die russische Kampfweise und die erstaunliche Widerstands- und Angriffskraft der russischen Armeen¹⁾.

Paul David, Beamter der schweizerischen Gesandtschaft in Berlin, schildert in seinem Buche *Am Königsplatz* die letzten Tage der Schlacht um die Reichshauptstadt, die Ankunft der Russen und die Erlebnisse des zurückgebliebenen Gesandtschaftspersonals. Dieser Tatsachenbericht ist fesselnd geschrieben und zeichnet sich aus durch die Bemühung nach Wahrhaftigkeit. Die Fronttruppen der Russen zeigen sich hart, gierig nach Uhren und «Liebe», aber auch wieder seltsam hilfsbereit und zärtlich mit Kindern, um im nächsten Augenblick zu äußern, man würde nun alle

¹⁾ Die italienische Ausgabe des Buches ist besprochen im Aprilheft 1949, S. 63.

Deutschen ausrotten. Furchtloses Entgegentreten verfehlt nicht, Eindruck auf sie zu machen und ihnen Achtung abzuwingen, doch scheinen sie berauscht von der Macht, die ihnen durch ihre Waffen gegeben, und nützen sie rücksichtslos, ja oft tierisch aus.

Unter der langen Reihe der Opfer des sowjetischen Imperialismus befinden sich an erster Stelle die baltischen Staaten. Im Laufe des Frühsommers 1940 wurden sie besetzt und die Bolschewisierung in Angriff genommen. Ein Jahr später wurde der rote vom braunen Terror abgelöst, vier Jahre später ging wieder die umgekehrte Ablösung vor sich. Und seither werden die Völker der baltischen Staaten systematisch «ausradiert». Nur spärlich sind durch Flüchtlinge und den westlichen Geheimdienst Mitteilungen über diesen Vernichtungsvorgang in die übrige Welt gelangt. In der kurzen Schrift *Ein kleines Volk wird ausgelöscht* berichtet darüber ein unter dem Pseudonym *N. E. Suduvis* auftretender litauischer Widerstandskämpfer. Am 28. Juni 1940 hatte Molotow dem litauischen Außenkommissar erklärt: «Die politischen Ereignisse innerhalb Litauens vollziehen sich mit der Genauigkeit einer Präzisionsuhr. Es handelt sich nun darum, das Wirtschaftsleben des Landes der Wirtschaftsstruktur der Sowjetunion anzupassen». Das hieß in erster Linie «Nationalisierung des Privateigentums». Der Boden wurde zu Händen des Staates genommen und den Bauern in Pacht gegeben. Unerschwinglich hohe Steuern und unerfüllbare Ablieferungspflichten sollten die Bauern zur Kolchose reif machen. 28 000 Bauern verloren Grund und Boden, von 25 000 Höfen, die die Ablieferungspflicht im ersten Jahr nicht erfüllten, wurden die Frauen verjagt und die Männer deportiert. Die Privathäuser, die Bankguthaben über 1000 Rubel wurden beschlagnahmt. 38 Millionen kleiner Sparguthaben, 40 Millionen Pensionsfonds geraubt. Parallel mit der Bolschewisierung ging die Russifizierung, mit dem Endziel, die litauische Kultur und Sprache zu vernichten. Auf Kirchen wurden die gleichen Steuern gelegt wie auf Lichtspieltheater oder Kaffeehäuser. 40 000 Litauer wurden im ersten Jahr der russischen Herrschaft deportiert, und das Deportationsprogramm von 700 000 Menschen nur durch den deutsch-russischen Krieg unterbrochen.

Suduvis unterzieht sodann die deutschen und russischen Methoden einem Vergleich. «NKVD und Gestapo verfügten über frappant ähnliche Methoden der Deportation. Auch in den sadistischen Exzessen stand keine der beiden Terrormächte hinter der andern zurück». Die Deutschen wirkten offen, um Furcht und Schrecken zu verbreiten, die Russen liquidierten in aller Stille, das war der einzige Unterschied. Die NKVD gewann sogar den Wettlauf in der Erfindung neuer Vernichtungsmethoden, war in deren Durchführung auch weit gefährlicher, weil totalitärer aufgebaut. Nach der Wiederbesetzung Litauens durch die Rote Armee wurde der Vernichtungsfeldzug gegen das kleine Volk dort weitergeführt, wo er 1941 hatte unterbrochen werden müssen. Selbst jene entgingen der Deportation nicht, die unter den Deutschen jahrelang in Konzentrationslagern geschmachtet. Jeden Monat ging ein Transportzug von zwei- bis dreitausend Häftlingen nach Sibirien. Bis zum Frühjahr 1946 verfielen 70 000 Menschen diesem Los. An ihre Stelle wurden russische Ansiedler gesetzt. Die litauischen Partisanenverbände, die bis 1944 mit den Deutschen im Kampfe gestanden, wandten sich gegen die Russen. Diese setzten zeitweise bis drei Divisionen, unterstützt von Flugzeugen, gegen sie ein, vermochten aber bis heute nicht, den Widerstand zu brechen. Der litauische Freiheitskämpfer schließt seinen Bericht mit der erschütternden Mahnung an das Gewissen der zivilisierten Welt, bald zu helfen, denn sonst «wird der Ruf: Rettet unsere Seelen, der heute an die westlichen Demokratien ergeht — für immer verstummen. Für immer...».

Die jugoslawische Stimme in der Grundmelodie der Anklage gegen die Vergewaltigung des Menschen durch den bolschewistischen Terror wird von dem kroatischen Kommunisten *Bruno Mlinaric* geliefert. Sein Buch *Tito der rote Rebell* verdient eine kritischere Aufnahme, denn allzusehr spürt man hinter dem Autor den Parteimann, der um die Früchte seines Kampfes gebracht wurde durch andere Parteimänner, «die es besser verstanden». Seine Sprache ist voll von haßvollen Ausfällen gegen Tito und seine Clique, doch hat man etwas Mühe, seiner Bekehrung zu glauben. Immerhin finden sich in dem Buche wertvolle Hinweise auf die kom-

unistische Taktik und aktuelle Beispiele für die Beurteilung des titoistischen Regimes. Das gerissene diplomatische Spiel dieses «Lieblings Stalins» während des Krieges, auf das die Alliierten so kläglich hineinfliegen, wird hier glänzend aufgezeigt. Daneben finden sich auch alle die Züge wieder, welche die kommunistische Herrschaft kennzeichnen: Verhaftungswellen, Raubzüge, Schilderungen von Konzentrationslagern, Vernichtung des Mittelstandes, moralische Verwahrlosung der Jugend. Doch auch die Widerstandskräfte werden gezeigt, die überfüllten Kirchen, die Zerfallserscheinungen innerhalb der kommunistischen Garde selbst, die wachsende Bewegung der «Kreuzzügler», der Verfolgten und Unerschrockenen, die wieder «in den Wald ziehen», um den Kampf aufzunehmen. Mlinaric behauptet, daß nie weniger als rund 100 000 Mann in Partisanengruppen gegen das Regime Titos im Kampf standen, daß daneben aber «bereits mehr als 7 200 000 Menschen in der Widerstandsbewegung mittelbar oder unmittelbar tätig sind». Kroaten, Slowenen, Montenegriner, Serben und Mazedonier sollen nach ihm gemeinsam unter der Devise «alles für Christus gegen den Kommunismus» heute schon den «Koloß auf tönernen Füßen» von allen Seiten untergraben. Obschon sich diese Angaben nicht überprüfen lassen und darauf begründete Hoffnungen verfrüht wären, so muß man doch aus der Lektüre des Werkes von Mlinaric den Schluß ziehen, daß alle westlichen Spekulationen nach dem Abfall Titos von der Kominform an ihrem Ziele vorbeischießen, denn sein Regime ist letztlich ebenso eine Herrschaft von Minderwertigen, ist ebenso aufgebaut auf Greuel und Terror, und wird nie zu einem aufrichtigen Bundesgenossen der westlichen Welt werden können.

Die Puszta brennt nennt die Schwedin *Stella Andrassy*, Gemahlin eines ungarischen Magnaten, ihre Erinnerungen über das Leben und den Krieg in Ungarn. Das Werk ist spannend geschrieben und erhebt sich vor allem in der Schilderung der Flucht vor den Russen zu epischer Größe. Noch einmal steigt in diesen Blättern die nun endgültig versunkene Welt des ungarischen Adels auf, mit all ihren blendenden und dunklen Zügen, mit ihrer archaischen sozialen Struktur, mit ihrer hohen Haltung und patriarchalischen Verbundenheit mit Land, Volk und Kultur. Mit Wehmut streift der Blick der Autorin zurück in die Jahre des Glücks, starrt schreckenerfüllt in das apokalyptische Bild des Untergangs, und doch sind die Aufzeichnungen voll von Kraft und Willen zu neuem Leben. Die politischen Ereignisse werden nicht eingehend gezeichnet in diesem persönlichen Bekenntniswerk, doch erstehen aus den Erinnerungen Episoden von stärkster dramatischer Wucht. Niemand wird ohne Bewegung das Kapitel «Die schwarze Messe von Féhérvár» lesen können, wo berichtet wird, wie die Russen in der ehemaligen ungarischen Krönungsstadt alle Frauen von den kleinsten Mädchen bis zu den Greisinnen in die bischöfliche Kirche trieben und vergewaltigten.

Auch der ehemalige Führer der ungarischen Freiheitspartei, *Desiderius Sulyok*, nimmt in seinem umfangreichen Werk *Zwei Nächte ohne Tag* die Anklagen auf von den Tausenden von Deportierten, Gemarterten, Ermordeten, von der Million geschändeter ungarischer Frauen. (Die Zahl wurde vom Vatikan beglaubigt. Nach den Angaben des Roten Kreuzes betrug die Zahl der mit asiatischer Syphilis angesteckten Frauen über 100 000.) Mit Sulyok spricht ein gebildeter Mensch, der mit so viel andern in den Russen die Befreier erblickte und sich, so lange es irgend möglich war, an die Hoffnung hielt, daß zum Schlusse des Krieges Ungarn wieder seine Freiheit erhalten werde. Sein Buch wirft ein aufschlußreiches Licht auf die von den Russen in Ungarn angewandten Methoden. Hier wurde die Fiktion der demokratischen Koalitionsregierung am längsten aufrecht erhalten. Die Russen und ihre kommunistischen Wegbereiter nutzten das politische Ränkespiel der ungarischen Parteiführer aus, bekamen mehr und mehr Einfluß auf die charakterschwachen Sozialisten und Kleinbauern, die ihnen aus egoistischer Machtliebe in die Hände arbeiteten. Sulyok selbst geht zum Schlusse nicht unversehrt aus seinen eigenen Anklagen hervor, die Mithilfe an diesem Intrigenspiel wirft den Schatten auch auf ihn.

Aus ganz anderem Holze geschnitzt erscheint der Führer der Nationalen Bauernpartei, *Imre Kovács*. Sohn eines Kleinbauern, durch harte Arbeit zum Studium

und zu bedeutender publizistischer Tätigkeit gelangt, nimmt er an der Widerstandsbewegung gegen die Deutschen teil, schleicht sich durch die Kampflinien, um die Verbindung mit den russischen Kommandostellen aufzunehmen, wird unter Spionageverdacht verhaftet, verbringt Monate in russischen Frontgefängnissen, zusammen mit Deserteuren, Gaunern, politisch verdächtigen Elementen, und führt nach der Befreiung einen kompromißlosen Kampf innerhalb der Koalitionsparteien, der selbst den russischen Machthabern Achtung abnötigt. In ihm lebt noch etwas von der idealen Begeisterung der ungarischen Revolutionäre des letzten Jahrhunderts. Beim mißglückten Staatsstreich Admiral Horthys zieht er mit seinen Gesinnungsgenossen bewaffnet in die Stadt, um gleich dem ungarischen Freiheitshelden Petöfi eine Druckerei zu beschlagnahmen und im Namen der Nation die Bevölkerung zum Kampf gegen die Deutschen aufzurufen. Mit knapper Not entgehen sie den deutschen Panzern.

Irme Kovács zeigt in seinem Buch *Im Schatten der Sowjets* auch die Hintergründe und das egoistisch schwache Spiel der ungarischen Parteiführer nach der «Befreiung», zeigt, wie die führenden Köpfe der Bürgerlichen und der Sozialisten durch mittelmäßige Arrivisten ersetzt werden, die sich immer mehr zu Hampelmännern von Rakosi und der Russen entwickeln. Aber hinter dieser schmählichen und lehrreichen Kulisse der Renegaten und Schwächlinge zeigt uns Kovács das ungarische Volk, groß in seinem Leiden und seiner Standhaftigkeit, symbolisiert etwa in dem alten Bauern, der einen Kilometer hinter der russischen Front in der Morgendämmerung seinen Hofplatz vom Schnee reinfegt — uralte Beschäftigung des Menschen, dessen Sicherheit und innere Kraft weder Krieg noch Terror zu brechen vermögen.

Das Weißbuch über *Vier Jahre Kirchenkampf in Ungarn*, das im Auftrage von Kardinal Josef Mindszenty herausgegeben wurde, stellt als einzigartige Sammlung authentischer Quellen eine erschütternde Illustration dar zu einem Abschnitt des Kampfes, den der europäische Mensch im Osten gegen die geistige und körperliche Vergewaltigung führt. Aus dieser Publikation geht klar hervor, was in allen Werken über die sowjetische Gewaltherrschaft als Grundton mitklingt: daß es bei diesem Kampfe geht um Sieg oder Niederlage und Vernichtung des christlichen Menschen. Der Ruf des geschändeten Europa aus dem Osten darf uns nicht unberührt lassen *).

Rudolf A. Heimann

Petrus in Romangestalt

Lloyd C. Douglas, ein amerikanischer Pfarrer, der sich der Schriftstellerei zuwandte, hat sich im Laufe der Jahre zum wohl erfolgreichsten Romanschriftsteller der Vereinigten Staaten entwickelt. Sein erstes Buch, *Magnificent Obsession*, zwei Jahre nach seiner Veröffentlichung erst eigentlich vom Lesepublikum entdeckt, stand während sieben Jahren auf der Liste der meistverkauften Bücher. Nach einer Reihe von weiteren Schriften wurde dieser Erfolg noch bei weitem übertroffen durch den Roman *The Robe*, der zum meistgelesenen Buch der Kriegsjahre wurde¹⁾. Und nun scheint sich dieser Erfolg wiederholen zu wollen: nach amerikanischen Berichten steht Douglas' neuestes Werk *The Big Fisherman* seit seiner Veröffentlichung in der höchsten Gunst der amerikanischen Leserschaft, was sich an den riesigen Auflagezahlen ablesen läßt. Wie ist das zu erklären? Hier handelt es sich um Romane religiösen Inhalts. *The Robe* bot einen Ausschnitt aus dem Geschehen in den Anfängen der christlichen Gemeinde anhand einer Schilderung dessen, was mit dem Gewand geschah, um das die Kriegsknechte unter dem Kreuz von Gol-

*) Sämtliche hier besprochenen Werke sind im Laufe des Jahres 1948 im Thomas Verlag Zürich erschienen.

¹⁾ Deutsche Übersetzung: Das Gewand des Erlösers. Steinberg-Verlag, Zürich 1945.

gatha das Los warfen. *The Big Fisherman* ist die Geschichte des Jüngers und Apostels Petrus, den wir in einem beziehungsreichen Zusammenspiel von Ereignissen im Heiligen Land und in Arabien auf seinem Weg von seinem Fischerhandwerk bis zur Leitung der Christengemeinde am Pfingstfest in Jerusalem begleiten ²⁾.

Zur Erklärung dieses Erfolges muß eine Tatsache herangezogen werden, die in unserem säkularisierten Zeitalter ungläubwürdig erscheinen möchte. Amerikanische Fachleute, allen voran die Leiter der geschäftstüchtigen Büchergilden (Book of the Month Club usw.) sind sich darüber einig, daß nach wie vor die zügigsten Romansujets diejenigen sind, die einen kriminellen, erotischen oder religiösen Akzent haben. Im Gegensatz zu unserer Vermutung nimmt nun aber in dieser Dreiergruppe *Religion* neben *Crime* und *Sex* nicht die Stellung eines «armen Dritten», sondern den ersten Rang ein. (Ganz ähnliches wäre übrigens vom amerikanischen Radio zu sagen, wo zu den meistgehörten Programmen die Serie *The Greatest Story Ever Told* gehört, die nichts anderes darstellt als eine dramatische Wiedergabe biblischer Geschichten.) Offenbar findet die heutige Generation, auch wenn sie im übrigen dem kirchlichen Leben indifferent gegenüber steht, im religiösen Roman eine seelische Kost, nach der sie verlangt, solange sie überhaupt noch eine Seele hat. Daß dabei Themata den besondern Vorzug finden, die eigentlich nichts anderes als eine Wiederbelebung der von der Sonntagsschule her bekannten Geschichten sein wollen, könnte man geradezu als einen Ausdruck des Heimwehs nach der guten alten Zeit auffassen, da tatsächlich die Bibel im Mittelpunkt des Bildungswesens stand und das ganze Denken und Fühlen des Volkes bestimmte. Man erinnert sich unwillkürlich eines überaus bekannten, oft in übermütigem Tone gesungenen Liedchens, in dem es heißt: «Ol' time religion, ol' time religion, was good enough for grandma, is good enough for me».

Die Popularität der Bücher von Lloyd C. Douglas läßt sich zum guten Teil aus diesem ‚Heimweh‘ erklären. Der Hauptfaden dieses Petrusromans ist ohne weiteres durch die Evangelienberichte gegeben. Die Höhepunkte der Geschichte Jesu, eingeleitet durch das Auftreten Johannes' des Tüfers und gefolgt durch die Ausbreitung der christlichen Gemeinde, sind auch die Höhepunkte dieses Romans. Die Hauptfiguren sind uns, wenn auch zum Teil nur aus einzelnen Begebnissen, vom Neuen Testament her bekannt. Jesus von Nazareth ist dargestellt als der Prediger, als der Meister seiner Jünger und als der Heil wirkende Mann Gottes ganz so, wie er uns von den frühesten Sonntagsschulgeschichten her bekannt ist. Auch die Ausschmückungen und freien Erweiterungen der Evangelienberichte unterscheiden sich höchstens in ihrer Breite und ihrem Reichtum von dem, was immer und immer wieder da beschrieben wurde, wo die äußerst knapp wiedergegebenen Ereignisse erzählerisch auseinandergefaltet wurden.

Allerdings wird nun dieser eine durch die Evangelienerzählungen gegebene Faden von mehreren, frei aus dem zeitgenössischen Geschehen gesponnenen Fäden durchkreuzt und dieses Zusammenspiel unterscheidet einen solchen Roman von den üblichen nacherzählten biblischen Geschichten. Im Zusammenweben dieser verschiedenen Fäden besteht nun auch das besondere literarische Verdienst, die künstlerische Originalität, die die Romane Douglas' auszeichnet. Douglas gelingt es auf diese Weise, das Geschehen in Galiläa und Jerusalem geschickt ‚von außen her‘ darzustellen und damit eine eigenartige Spannung in die Handlung zu bringen. Wir begegnen der Hauptfigur des Romans auf dem heimlichen Weg der jungen Prinzessin Fara, die an ihrem jüdischen Vater Herodes Antipas um seines schändlichen Verhaltens ihrer arabischen Mutter gegenüber Rache üben will. Durch diese Verknüpfung wird der Kontrast zwischen arabischer und jüdischer Kultur zum Hintergrund, auf dem sich das Einzelgeschehen abspielt. Die Einbeziehung einiger Gestalten aus der römischen Herrschaftsschicht von Soldaten und Politikern bereichert das Gesamtbild. Die meisterhafte Sprache, die sich vor allem in der Kennzeichnung von Menschen- und Landschaftstypen, aber auch in der Ausgestaltung des Dialogs bewährt, erhöht noch den Eindruck eines farbenprächtigen Teppichs, der hier vor uns aufgerollt wird.

²⁾ Lloyd C. Douglas: *The Big Fisherman*. Houghton Mifflin Company, Boston 1948. Deutsche Übertragung von Richard Jordan: *Der große Fischer*. Diana-Verlag, Zürich 1949.

Da nun aber die Hauptträger der Handlung Gestalten sind, die im Mittelpunkt der christlichen Tradition stehen, erhebt sich die Frage, wie sich die romanhafte Gestaltung der überlieferten Berichte literarisch und religiös auswirkt. Und da zeigt sich einmal mehr, daß eine Banalisierung der Evangelienberichte durch moderne Autoren offenbar nicht zu vermeiden ist. Douglas macht den Versuch, uns Jesus menschlich nahe zu bringen — er läßt ihn z. B. für einige Zeit seinen Schreinerberuf wieder aufnehmen —; er versucht, seine Heiltätigkeit psychologisch verständlich zu machen und die Lehre Jesu als eine Antwort auf die Nöte und Bedürfnisse des Volkes darzustellen. Dieses ernsthafte Bemühen muß jedoch beim Leser ein sonderbares Unbehagen auslösen. Trotz allen gutgemeinten Vermittlungsversuchen wird uns hier Jesus doch eher entfremdet. Der gewollte Realismus macht schließlich Jesus doch zu einem etwas sentimental Vortragsreisenden und zu einem träumerischen Wohltäter, der sich offenbar selbst nicht ganz darüber klar ist, ob seine Heilkraft aus einer seelischen Veranlagung oder wirklich aus Gottes Vollmacht stammt. Die Evangelien versuchen nirgends, psychologisch die Einzigartigkeit Jesu zu erklären, und doch wirkt gerade ihre knappe und herbe Darstellung unendlich viel überzeugender. Das geht ja nun doch wohl letztlich auf eine Abschwächung und Umbiegung des neutestamentlichen Glaubensinhaltes zurück: bei Douglas ist Jesus doch im Grunde nichts anderes als ein geistesgewaltiger Weisheitslehrer, und nicht der Erfüller des im Alten Testament vorangekündigten Heilsplans Gottes. Das Reich Gottes ist hier nicht nach biblischem Zeugnis die durch die Erlösungstat Christi aufgerichtete Königsherrschaft Gottes, sondern die «Menschenseele». Mit einer solchen Auffassung ist natürlich das Herzstück des Evangeliums durch eine Platitude ersetzt worden.

An sich ist es kaum anders zu erwarten, als daß in der Darstellung Jesu schließlich der Eindruck zurückbleibt, daß die Evangelienberichte als Zeugnisse von Jesus unübertroffen bleiben und zwar darum, weil sie eben in der einzig adäquaten Weise ‚realistisch‘ sind. Viel erstaunlicher ist es, daß Douglas die Gestalt des Petrus nicht zu größerem Leben bringt. Hier fehlt es in höchst merkwürdiger Weise am Sinn für die Dramatik dieses Lebens, die nicht etwa erst ersonnen werden müßte, sondern in den Evangelien schon klar zutage liegt. Hier, möchte man meinen, wäre es doch das Naheliegende gewesen, einmal ganz einfach und schlicht die zahlreichen Erwähnungen dieses Jüngers in den Evangelien sorgfältig zu erarbeiten und von ihnen aus seine Geschichte auszubreiten und auszubauen. Aber gerade das ist hier nicht geschehen. So kommt es dann, daß in dieser Petrusdarstellung vor allem das eine klar wird, nämlich daß Petrus sicher *nicht* der gewesen ist, als der er uns hier gezeigt wird. Darum ist auch alles Psychologisieren vergeblich. Der Weg von der Fischerbarke zur Leitung der urchristlichen Gemeinde ist gewiß gerade *nicht* so verlaufen, wie es hier dargestellt ist, und man würde eigentlich wünschen, daß sich Douglas, wenn er schon einen solchen Jüngerroman schreiben wollte, einen der Nachfolger Jesu zum Vorwurf genommen hätte, von denen wir kaum mehr als den Namen kennen. Die durch die Evangelien gegebenen Wendepunkte im Leben des Apostels treten kaum hervor, die Höhe- und Tiefpunkte sind ausgeebnet, die Risse geglättet und die Spannungen zum größten Teil aufgehoben. Damit geht die ganze Eigenart, die Gewalt und Wucht und Schärfe dieser dramatischen Gestalt verloren. Petrus tritt uns wohl als eine menschlich begreifliche Persönlichkeit entgegen, aber seine Probleme sind nicht die eines galiläischen Fischers, sondern die eines ernsthaften Gliedes der bürgerlichen Mittelklasse im zwanzigsten Jahrhundert geworden. Was die Evangelien in reichster Fülle bieten oder doch andeuten: der Eigenwille und die Einsatzbereitschaft, die Begeisterungsfähigkeit und das klägliche Versagen im entscheidenden Augenblick, die Führereigenschaften, die erst nach dem vollständigen Zusammenbruch seines Eigenstolzes zur Auswirkung kommen dürfen — all diese Motive sind nicht ausgewertet. Beim Petrus des Romans geht der innere Kampf um seine eigene Person, spielt sich somit auf einer ganz andern Ebene ab als beim biblischen Petrus, dessen innerer Kampf nicht um die eigene, sondern um die Person Christi geht. Darum, so hoch auch dieser Roman im übrigen vom künstlerischen und schriftstellerischen Standpunkt eingeschätzt werden darf, so enttäuscht er doch in der Behandlung des zentralen Themas: die Zeichnung des ‚großen Fischers‘ ist das schwächste Stück des Romanes *Der große Fischer*.

Hans Heinrich Brunner